Elisabeth,

des Priesters Zacharias Gattin.

(Nach Luk. 1, 5—80.)

Auf dem Judäischen Gebirge, von Jerusalem südwärts, wohnte in stiller glücklicher Verborgenheit, fern von dem Luxus großer Städte, und unbekannt mit ihren Lastern, eine Priesterfamilie, Zacharias und sein Weib Elisabeth. Eine Nachkommin Aarons stammte Elisabeth aus altem priesterlichen Geschlechte. Bey frommen Sinne und stiller Eintracht führten beide ein glückliches Leben, angesehen und geachtet nahe und ferne. Frommer rechtschaffener Wandel war beiden eine alte Gewohnheit, denn beide waren an Jahren schon vorgerückt. Nicht nur die wahren Tugenden des Lebens waren bey ihnen zu finden, sondern nie verlezt wurden auch von ihnen jene äusseren Sitten und Gebräuche, welche der große Gesetzgeber Moses als äussere Erinnerungen und Beweise eines religiösen Sinnes ange-

ordnet hatte, um sein Volk zu befestigen in dem Glauben an Jehovah, und um denselben seinem Volke immer gegenwärtig zu erhalten. Rechtschaffen vor Gott, wandelten Zacharias und Elisabeth in allen Geboten Gottes und religiösen Gebräuchen untadelich. Alles ehrte den würdigen Priester; alles achtete die würdige Elisabeth.

Doch ein heimlicher Kummer drückte beide. Still und nachdenklich saß oft da der ehrwürdige Priester, im Stillen trauerte oft die rechtschaffene Gattin. Ihrem Glücke fehlte ein Kind, nach des Vaters Wünschen ein Sohn, den er dem Herrn mit frommen priesterlichen Sinne weihe. In frommen Gebeten schwebte beider Wunsch auf zum Vater, daß er auf sie herabsehe und sich ihrer erbarme. Schwer ward es der Elisabeth diese Kinderlosigkeit zu ertragen. Denn ausserdem, daß sie des frommen Gatten heißen Wunsch nicht erfüllte, und sie selber des mütterlichen Glückes entbehrte, ward es für Schmach, für Schande gehal-

ten, kinderlos zu bleiben, ohne einst im Sterben Geschlecht und Name fortzuerben auf Kinder. Sie selber führte ihre Abstammung zurück bis auf Aaron; und von ihr an und durch sie sollte die ehrwürdige Genealogie und die namenreiche Stammtafel der Väter abgebrochen werden, von ihr an die Lücke anheben?

Einst traf den Zacharias die Reihe, seinen Dienst im Tempel zu thun. Er gieng in das Heilige des Tempels zu Jerusalem, um das Räuchwerk Jehovah zu Ehren anzuzünden. Mit seinem väterlichen Wunsche war er in den Tempel getreten, und wie hätte mit dem aufwirbelnden Rauche nicht auch sein Wunsch und Gebet zu Jehovah aufsteigen sollen? Während er das Rauchwerk auf dem Rauchaltare anzündete, betete draußen vor dem Heiligen das Volk. Ungewöhnlich lange weilte Zacharias. Er hatte eine Engels Erscheinung, die ihm zur Rechten des Altars sichtbar ward. Dein Gebet ist erhöret, legte Zacharias die Erscheinung aus; dein Weib wird dir einen

Sohn gebären, und Johannes, Gotthold, soll er heißen. Welche Wonne für mich! Welche Freude für Andere! denkt der glückliche Vater. Noch an heiliger Stätte weihet er den Sohn, der ihm werden würde, dem Herrn. Ein Nasiräer, ein dem Herrn Geweiheter, sollte er seyn von Mutterleibe an. Wein und stark Getränk sollte seine Lippe nicht berühren, und in ausgearteter Zeit sollte er viele Israeliten zu Gott, ihrem Herrn, zurückführen. So die ersten Ausbrüche freudiger Begeisterung. Nun aber erwacht der nüchterne überlegende Verstand. Aber wie unwahrscheinlich ist meine freudetrunkene Hoffnung! Bin ich nicht alt? Ist mein Weib nicht betagt? — Große Freude und großes Leid macht uns alle abergläubisch, und in die Farbe der glücklichen oder unglücklichen Seele kleidet sich alles. Ueberwieget die Freude und der freudige Glaube, so wird alles auch freudig ausgelegt. Die unerwartete Erscheinung, die dem Zacharias in seiner Stimmung ein Engel des Herrn war; die Bestürzung, die

Furcht hatte seine Zunge gelähmt. Er tritt heraus zu dem harrenden Volke, das sich über sein Weilen verwundert. Siehe, da kann er nicht reden, durch Winke giebt er sein Stummseyn zu erkennen. Da schloß das Volk, daß er eine Erscheinung gehabt. Grade dieses sein Unglück wird auch ihm ein bestätigender Beweis, ein Zeichen, daß seine Hoffnung erfüllt werde. — Nach vollbrachtem Amte kehrt Zacharias in seine Heimath zurück. Elisabeth wird schwanger. Schaam und Freude kämpfen in ihr. Fünf Monate schon verbarg sie sich, ohne ihr Haus zu verlassen, im Stillen heimlich glücklich, daß Gott ihren Wunsch erhöret, ihre Schmach, unfruchtbar zu seyn, von ihr genommen habe.

Im sechsten Monate nun kommt Maria, aus Nazareth, in das befreundete Haus. Wie Elisabeth den Gruß der Maria vernimmt, höret, das sey Maria, die Mutter des Verheißenen, die vor ihr stehe: nicht fassen kann sich Elisabeth vor überwallender Freude. Sie selbst ist so in Bewegung,

daß diese sich fortpflanzt auf die Frucht, die unter dem Herzen sie trägt. „Auch „ihr Kind hüpfte ihr vor Freuden.“ Wie komme ich doch zu der Ehre, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? So wie nur dein Gruß zu meinen Ohren drang, bewegte sich freudig in mir die Frucht. O du Glückliche, die du glaubtest, daß in Erfüllung gehen werde, was Gott dir verhies! So spricht redeselig vor Freude Elisabeth.

In Familien auf dem Gebirge, wo ein so lieber Besuch selten, ist auch die Herzlichkeit und die Freude um so größer, wenn eine Freundin oder ein Freund das Bergland besucht. Wortreich, gesprächig macht dann die Freude, um den Gast es recht wissen zu lassen, wie lieb, wie willkommen er sey. Die Freude stimmt aber ihrer Natur nach zur Theilnahme, zum Wohlwollen, zur Herzlichkeit, und in festlichem Reichthum pranget das Haus. So wie aber das Mitleid am stärksten ist gegen diejenigen, deren Leid wir selber erfuhren, und welches

uns selber drückt, so ist auch die Mitfreude am innigsten über dasjenige Glück, welches uns selber beseligt. Auch eine Hoffnungsreiche erblicket Elisabeth, und wie ihr Sohn sich neigte vor dem Größeren, so sie vor der gepriesenen Mutter. O Selige, die du Glauben hattest! — Auch Elisabeth hatte ja, so alt sie auch war, die Hoffnung nicht aufgegeben, noch eine glückliche Mutter zu werden. Doppelt willkommen ist ihr daher die Freundin, die gleiche Hoffnung und gleiches Glück zu ihr, der Glücklichen, trieb. Nur Frauen von gleichen Hoffnungen belebt, von gleichem Glücke erhoben vermögen am innigsten mit einander zu sympathisiren.

In jedem Charakter, der sich durch Individualität von anderen unterscheidet, und nicht in nichtssagender Unbestimmtheit mit anderen zusammenfließt, ist das Hervorbrechen irgend eines Gefühls, oder der Ausdruck einer höheren Idee das Bestimmte, wodurch sich derselbe von anderen unter-

scheidet. Wenn wir in der Maria etwas Ideales, einen höheren Charakter, nämlich den der reinen und edlen Weiblichkeit überhaupt, den Ausdruck der reinen Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit fanden, so finden wir in der Elisabeth zwar auch einen edlen, aber beschränkten, weniger umfassenden, einen gemeineren, nicht durch Seltenheit ausgezeichneten Charakter. Des Weibes natürliche, schon in seiner feineren Organisation begründete, Eigenthümlichkeit ist ein feineres, reizbareres Gefühl überhaupt. Daher seine größere Anlage zum Affekt, und seine mindere zur Leidenschaft, welche leztere, wenn sie beim Weibe gefunden wird, fast immer als Laster erscheint. Daher zeichnet sich das Weib aus durch ein feineres, zarteres, leicht erregtes Mitgefühl, welches auch Leiden, Verlegenheiten ahnet und schonet, die von dem männlichen Gefühl oft gar nicht geahnet werden. Das Mitgefühl der Frauen, das frühere Mitleid, und die spätere Mitfreude, (denn der Schmerz gehet der Freude vor-

her,) erscheinet aber nicht blos als etwas Organisches, als sympathetische Reizbarkeit, sondern als wahres humanes Menschengefühl, humane Sympathie. Kraft ihrer Natur sind daher die Frauen vorzüglich berufen und aufgelegt zu allen Tugenden des Erbarmens, indem ihr Mitgefühl, zumal bey lebhafterer Einbildungskraft, das Wohlwollen, die Wohlthätigkeit, und freundliche thätige Menschlichkeit begünstigt. Sie sind auch von dieser Seite vorzüglich zu Engeln des Lebens bestimmt, insgeheim verbindend und heilend die Wunden, die Männer oft schlagen. Ein gefühlloses Weib, eine unbarmherzige Mutter ist daher entweder eine unnatürliche Mißgestalt, oder ein im Innersten verdorbenes Wesen, welches die schöne Naturanlage selbst in sich zerstörte.

So wie das Mitleid der Frauen sich vorzüglich äussert durch That, so die Mitfreude durch Rede. Nicht selig genug preisen kann alsdann die Freundin die

Glückliche. Auch welche Eindrücke die Mitfreude in der Mitfühlenden hervorbringe, wird nicht verschwiegen. Selbst das Kind unter dem Herzen der Elisabeth nimmt Theil an der Freude der Mutter und hüpfet vor Freuden.

Diese humane Theilnahme und die vertrauliche Ergießung des Herzens, die immer mit einem religiösen Aufblick zu Gott verbunden ist, wird uns versinnbildet in der Elisabeth, und diese schöne Seite des weiblichen Charakters, und die daraus fließende Freundschaftlichkeit stellt uns die fromme, in allen Stükken untadeliche, Elisabeth dar. Wie eine und dieselbe Krone der Freundschaft Jesum und Johannem schmückte, so stehet auch die weibliche, zarte, innige Freundschaft der Maria und der Elisabeth in den Evangelien als weibliche Strahlenkrone da. Wie der göttliche Held des Evangeliums die Idee reiner Menschheit, so stellen die auserlesenen Frauen

des Evangeliums das Bild schöner Weiblichkeit dar.

Nach der Heimkehr der Maria nahete nun für Elisabeth die Zeit, daß sie gebar. Einen Sohn hatte die Glückliche unter dem Herzen getragen. Welche Freude der Mutter, welches Entzücken des Vaters! Nun war erst das weit geachtete priesterliche Haus auch ein glückliches geworden. Es kommen die glückwünschenden Nachbarn und Freunde; das Gebirge ertönte von der Freude, die Gott dem frommen Paare bereitet.

Noch aber war der Mund des Zacharias verschlossen, stumm war seine Freude, nur sein Auge und heiteres Angesicht verkündigte dieselbe. Schrecken hatte wahrscheinlich seine Zunge gelähmt; sollte der entgegengesezte Affekt, die Ueberraschung der Freude das Band der Zunge nicht wieder lösen? War nicht der Sohn des Königs Krösus von Jugend auf stumm, und sprach er nicht mit einemmale, als in der

Hitze des Treffens ein feindlicher Soldat seinen Vater Krösus niederhauen wollte: du, tödte den Krösus nicht? Lösete hier demnach nicht die zitternde Angst für das Leben des Vaters und die äusserste Anstrengung des Prinzen das lähmende Band seiner Zunge? —

Am achten Tage versammelten sich die Freunde, um bey der Beschneidung dem Kinde den Namen zu geben. Gleich dem Vater sollte der Knabe Zacharias heißen. So sehr die Mutter darwider ist, und auf dem Namen Johannes bestehet, (denn nur der Gattin hatte der Vater seine Wünsche vertraut,) so wollen die Freunde es doch nicht zugeben. Gebietend herrschen oft Freunde und Verwandte, nicht achtend die Wünsche der Hausväter oder der Mütter. Nur des Vaters Ansehen kann den Streit schlichten. Er wird zum Schiedsrichter aufgefordert, begehret ein Täfelein und schreibet Johannes darauf. Das nahm nun alle Wunder, und betroffen se-

hen einander die Verwandten an über den nicht erwarteten Einfall des Vaters. Unwille, zürnender Unwille mußte sich des frommen Vaters bemächtigen, daß die Zudringlichen fast eigenmächtig den Namen verwarfen, den er doch selber an heiliger Stätte gelobet hatte dem Knaben zu geben. Im zürnenden Unwillen strengt er sich an; da löst sich das Band seiner Zunge, und seine ersten Worte sind Dank gegen Gott, der sein Gebet erhöret hatte, und fromme Wünsche, prophetische Worte über den Knaben.

Zu einem Wunderbaren gesellt sich das andere. Bewunderung und heimliches Grauen ergreift alle Nachbarn. Was mag das bedeuten? sprachen alle, die von dem Vorfalle höreten, denn das ganze Gebirge erfuhr bald die ganze Geschichte. Tiefen Eindruck machte das alles, und jeder dachte: zu etwas Großem muß der Knabe bestimmt seyn, denn Gottes Hand ist sichtbar mit ihm.

Wie lange Elisabeth ihres Mutterglükkes sich freuete, wissen wir nicht. Sie und Zacharias verschwinden von nun an aus den Evangelien, wahrscheinlich weil sie auch bald aus dem Leben verschwanden. Denn schwerlich sahe die schon bey Johannes Geburt betagte Elisabeth nach dreißig Jahren das gewaltige Wirken des Sohnes und den Zulauf zu ihm. Wohl ihr! So sahe sie auch nicht das blutige Haupt des Sohnes, wie Maria das sinkende Haupt und das brechende Auge des göttlichen Sohnes sahe.